

Den Westen neu denken

Transatlantische Literaturwissenschaft an der Universität Münster

Kai Sina

Fragen und Aspekte der transatlantischen Literatur- und Ideengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts bilden den Schwerpunkt meiner im Sommersemester 2020 an der Universität Münster eingerichteten Lichtenberg-Professur. Gefördert wird sie derzeit von der VolkswagenStiftung, bevor die Universität schrittweise in die Finanzierung einsteigen und sie abschließend in eine ordentliche Professur überführen wird. Fachlich angesiedelt zwischen Neuerer deutscher Literaturwissenschaft, Komparatistik und Amerikanistik, widme ich mich insbesondere den Austauschbeziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert.

Jenseits einer klassischen – wenngleich oft zu Unrecht kritisierten – Einflussforschung geht es mir um Berührungspunkte, Affiliationen, Momente des *Entanglement*, die in der einen oder anderen Weise signifikant sind für die literarischen und intellektuellen Entwicklungen diesseits und jenseits des Nordatlantiks. Meine Arbeiten der vergangenen Jahre widmen sich beispielsweise einer demokratisch-liberalen Kollektivpoetik, die aus der Rezeption Goethes durch Emerson, Emersons durch Whitman, Whitmans durch Thomas Mann hervorgegangen ist; dem Versuch Hans Magnus Enzensbergers und Gaston Salvatores in den Achtzigerjahren, unter dem Titel *TransAtlantik* ein Magazin nach dem Vorbild des *New Yorker* zu gründen; oder Thomas Manns einlässlicher Aneignung der amerikanischen Kultur, die unter anderem Gegenstand eines Editionsprojekts im Rahmen der *Großen kommentierten Frankfurter Ausgabe* ist. Dabei versuche ich, wo immer es möglich erscheint, meine Forschung eng mit der Lehre zu verknüpfen – und stoße dabei meist auf ermutigende Resonanz. Anders als es die weiterhin nationalphilologisch geprägte Fächerkultur an den Universitäten bis heute widerspiegelt, erscheint meinen Studierenden die transnationale Verflochtenheit der Literatur und Kultur vollkommen selbstverständlich.

Aber nicht allein die Gegenstände meiner Forschung sind transatlantisch geprägt, sondern auch die entsprechenden Arbeitszusammenhänge. Im Rahmen ihrer

(begrenzten) Möglichkeiten soll die Professur eine Schnittstelle sein für die amerikanische und deutsche Germanistik, deren Beziehungen in den vergangenen zwei Jahrzehnten an Intensität zumindest nicht zugenommen haben, was in erster Linie mit auseinandergelassenen fachkulturellen Entwicklungen zu tun hat. Dass diese das wissenschaftliche Zusammenwirken tatsächlich eher befeuern, es aufregender und ertragreicher machen können, als es zu erschweren und zu hemmen, ist zumindest meine persönliche Erfahrung. So gibt es Kooperationen in Form gemeinsamer Publikationen und Veranstaltungen mit dem Thomas Mann House in Pacific Palisades sowie mit Kolleginnen und Kollegen an Harvard, Vanderbilt, Notre Dame, in Princeton und Seattle.

Von Beginn an habe ich versucht, die wissenschaftliche Praxis des transatlantischen Forschens auch methodologisch und fachhistorisch zu reflektieren. Das jüngste Ergebnis dieses Nachdenkens ist eine Schwerpunktausgabe der an der University of Wisconsin–Madison herausgegebenen Zeitschrift *Monatshefte*. Hervorgegangen ist sie aus einem wissenschaftlichen Blog, den ich kurz nach dem Antritt meiner Professur eingerichtet habe. Herausgegeben habe ich das Heft gemeinsam mit Daniel Carranza (Harvard Universität) und Eva Tanita Kraaz (Universität Münster). In unserer Einleitung diskutieren wir unter anderem die Frage, wie sich das Transatlantische literarhistorisch skalieren lässt: oberhalb des kleineren Rahmens einer national oder sprachlich begrenzten Literaturgeschichtsschreibung und gleichzeitig unterhalb des Rahmens einer global ausgreifenden Weltliteratur. Gleichzeitig versuchen wir zu bestimmen, was in welchen Fächern und Disziplinen unter dem Begriff des Transatlantischen verstanden wird und wie sich die literaturwissenschaftliche Germanistik in diesem Zusammenhang profilieren und positionieren lässt.

Bestimmend für meine eigene Arbeit ist die historisch-philologische, das heißt möglichst quellennahe und oft archivgestützte Analyse konkreter Texte und Werkkomplexe. Je weiter man dabei historisch in die Materie eindringt, umso allgemeiner sind die Fragen, die es dabei mit zu berücksichtigen gilt: Welche Werke, Ideen, Konzepte waren für die Autoren und Autorinnen in ihrer jeweiligen Zeit überhaupt rezipierbar, sei es im Original oder auch in Übersetzung? Neben autorbezogenen und rezeptionsgeschichtlichen Aspekten geraten damit sozial-, medien- und kulturgeschichtliche Phänomene in den Blick, etwa hinsichtlich der bereits recht gut erforschten Herausbildung eines transatlantischen Publikationsnetzwerks.

Im Sinne der von Matthias Middell beschriebenen Kulturtransferforschung dient diese Arbeit der Beantwortung der stets neu und individuell zu beantwortenden Frage, »warum sich eine Kultur Elemente einer anderen Kultur aneignet und dabei ihren eigenen Bedürfnissen anpasst« und »welche Interessen das selektive Interesse am Anderen beflügelt haben«. Und dabei wiederum geht es weniger um die Bestimmung »kultureller Synthesen«, um weiter mit Paul Michael Lützeler zu argumentieren, als um »wechselseitige kulturelle Einflüsse«, die sich durch »Kom-

plementarität, Konkurrenz und Antagonismus« auszeichnen. In diesem Sinne zielen die *Transatlantic Literary Studies* meinem Verständnis nach auf die Rekonstruktion von literarischen Produktivitätsverhältnissen mit reziprokem Charakter: Die deutschsprachige und die amerikanische Literatur fungieren gleichermaßen als Sender und Empfänger, als Ausgangs- und Zielpunkt von intellektuellen und literarischen Transferprozessen, die durch spezifische kulturelle Interessen und Bedürfnisse motiviert sind. Sie gilt es auf hermeneutischem Wege zu bestimmen.

Produktiv herausgefordert wird dieser Ansatz durch die postkoloniale Kritik, die in den heutigen Geisteswissenschaften, besonders aber in den Literaturwissenschaften fast allgegenwärtig ist. So ließe sich ja mit einigem Recht der Vorwurf formulieren, dass sich meine Forschung im relativ eng gefassten Binnenraum dessen bewegt, was man heutzutage als ›Westen‹ bezeichnet. Dadurch wiederum, so könnte man weiter einwenden, blende ich die historische Tatsache aus, dass sich insbesondere durch den transatlantischen Sklavenhandel ein heterogener Raum herausgebildet hat, der von nicht nur zwei, sondern vier Kontinenten umrahmt wird: Europa und Nordamerika, aber auch Afrika und Lateinamerika.

Meine Antwort auf diese mögliche Kritik fällt zweigeteilt aus. Zum einen: Ich positioniere meine Arbeit nicht in Abgrenzung, sondern in Ergänzung zur postkolonialen Forschung, die heute, besonders in der anglofonen Wissenschaftscommunity, bestimmend ist, und ich nehme ihre Impulse dort auf, wo es mir naheliegend erscheint. Zum anderen bemühe ich mich darum, den konzeptuellen und diskursiven Charakter dessen hervorzuheben, was man seit Beginn des 20. Jahrhunderts als ›Westen‹ bezeichnet. Besonders nachdrücklich ist dies in einem Workshop geschehen, den ich im Winter 2022 gemeinsam mit dem Thomas Mann House organisiert habe: Unter dem Titel *Rethinking the West* und vor dem Hintergrund des russischen Angriffskriegs auf die Ukraine haben die Beitragenden der Veranstaltung nach der historischen Genese des ›Westens‹ und seiner Relevanz in der heutigen internationalen Debatte gefragt. In diesen Kontext gehören außerdem einige kleinere Arbeiten, die sich, bezogen auf Jella Lepman, Erich Kästner und andere, mit den Folgen der amerikanischen Re-Education-Politik nach 1945 auf die Literatur und das literarische Leben befassen.

Welche Perspektiven ergeben sich aus all dem für die kommenden Jahre? Wichtig ist es mir zunächst, den historischen Raum meiner Betrachtungen zu erweitern. So plane ich im Rahmen einer Reihe, die ich unter dem Titel *Deutsch-amerikanische Bibliothek* mit Heinrich Detering herausgebe, eine Edition der ersten deutschen Übersetzung von Thomas Paines epochemachender Flugschrift *Common Sense* durch den Aufklärer Christian Wilhelm Dohm. Es handelt sich hierbei, so die These, um das entscheidende, bislang aber weitgehend unbeachtete Dokument in der zeitgenössischen Debatte um die Amerikanische Revolution in Deutschland. Darüber hinaus will ich das kulturelle Spektrum des Transatlantischen, auch über die rein geographischen Umgrenzungen hinaus, schrittweise erweitern. Dabei interessiert mich der-

zeit vor allem die Frage nach dem erstaunlichen Erfolg, den jüdisch-amerikanische Schriftstellerinnen und Schriftsteller im Nachkriegsdeutschland erzielen konnten – erstaunlich deshalb, weil es deutsch-jüdische Autoren vergleichsweise schwerer hatten, sich hierzulande auf dem Buchmarkt zu behaupten. Um dieser Frage nachzugehen, will ich über die bereits etablierten Kontakte in die Amerikanistik hinaus auch Kolleginnen und Kollegen aus der Buchwissenschaft und den Jüdischen Studien miteinbeziehen.

So ergeben sich immer neue Konstellationen, von denen man zunächst denken mag, sie wären längst hinlänglich erforscht, was allerdings, weil man den Blick verengt auf nationalliterarische Traditionen oder einem unkonturierten Verständnis von Weltliteratur anhängt, ein trügerischer Eindruck ist. Warum, um nur ein für mich schlagendes Beispiel zu nennen, das zugleich das Initialmoment meiner eigenen transatlantischen Forschungsinteressen war – warum hat man zwar die Anekdote beständig wiederholt, dass die junge Susan Sontag Ende der Vierzigerjahre den alten Thomas Mann in seiner Villa in Pacific Palisades besucht hat, ohne zugleich danach zu fragen, welche intellektuellen Konsequenzen sich aus der Begegnung, vor allem aber aus der Auseinandersetzung mit seinen Werken für ihr Denken und Schreiben ergeben haben? Vielleicht spielen hierbei auch einige bislang nicht vollständig ausgeräumte kulturelle Vorbehalte eine Rolle, die es weiterhin schwer machen, einen Autor, der als Repräsentant der europäischen Hochkultur gilt, und eine Essayistin, die unter anderem durch ihre Aufwertung der amerikanischen Popkultur, des Trashkinos, der Campästhetik berühmt geworden ist, ernstlich in einen Zusammenhang zu stellen. Für mich liegt indes gerade darin der Reiz! Transatlantisch im Bereich der Literatur zu arbeiten, das heißt, im liberalen Sinne Richard Rortys, »dass der Kanon erweitert«, ja dass er »so reich und vielfältig wie irgend möglich« wird.